

Partnerschaftskultur oder: Geld und Geist in der Partnerschaft



René Rhinow

Wir sprechen im Zusammenhang mit der Partnerschaft der beiden Basel viel von den Zielen der Zusammenarbeit, von organisatorischen Modellen, vor allem aber vom Lastenausgleich und von finanziellen Abgeltungen. Doch wir blenden gerne aus, dass eine funktionierende und sich entwickelnde Partnerschaft auf eine Ambiance angewiesen ist, die den fortgesetzten Willen zur Partnerschaft begünstigt, för-

Von René Rhinow

dert und unterhält – eine Ambiance auch, welche den Nährboden und den Grundstein des gemeinsamen Wirkens bildet. Wenn heute zum Teil Mängel diagnostiziert, Sand im Getriebe des Partnerschaftsunternehmens festgestellt, das langsame Voranschreiten des Partnerschaftsaufbaus beklagt wird, so wäre doch – vor allen organisatorischen und finanziellen Bemühungen – kritisch zu fragen, ob es nicht an wichtigen Voraussetzungen und Grundlagen fehlt. Wollen wir wirklich auf beiden Seiten Partnerschaft in gegenseitiger Verbundenheit? Wissen wir eigentlich, wie das Fundament der Partnerschaft beschaffen sein muss? Diese Fragen berühren die Partnerschaftskultur, zu der ich im folgenden einige Gedanken zu entwickeln versuche.

Ausbau der Partnerschaft

Ausgangspunkt aller Überlegungen muss zweifellos die Erkenntnis bilden, dass an der Partnerschaft in dieser Region kein Weg vorbeiführt. Wir sind schicksalhaft aufeinander angewiesen. Wir sollten deshalb alles daran setzen, das Partnerschaftsbewusstsein zu vertiefen und zu erweitern, und wir sollten aktiv bereit sein, Überzeugungsarbeit bei allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zu leisten. Wir müssen zeigen, wo überall Partnerschaft bereits zu posi-

ven Resultaten geführt hat. Die Liste dieser Aktivitäten ist beeindruckend und im gesamtschweizerischen Kontext wohl einmalig. Wir dürfen zu diesen Errungenschaften stehen und sollten uns vor einer destruktiven Einschätzung hüten.

Der Blick zurück darf aber nicht von den weiteren Partnerschaftsbedürfnissen ablenken, wie sie sich im kulturellen Bereich, im Verkehrswesen (vor allem beim Flughafen), im Gesundheitswesen (zum Beispiel Kinderspital) und im Bildungswesen (hier insbesondere bei der Universität) manifestieren. Gerade die für das geistige Leben der Region und für ihre Ausstrahlung so bedeutsame Alma Mater Basiliensis bedarf der vermehrten Zuwendung beider Kantone und ist auf ein weiteres Engagement vor allem des Landkantons angewiesen. Das Ziel muss meines Erachtens in einer gemeinsamen Trägerschaft bestehen – eine Forderung übrigens, die in der ersten Hälfte der siebziger Jahre bereits von einzelnen Baselbietern aufgestellt, aber von der Stadt damals als undenkbar zurückgewiesen wurde. Die Arbeit an einer neuen, gemeinsamen Trägerschaft vertieft nicht nur die Mitverantwortung des Baselbiets an den Geschicken der Hochschule, sondern bietet auch die willkommene Gelegenheit, dringend notwendige Reformen im organisatorisch-strukturellen Bereich, etwa bei der Leitung und Aufsicht, in Angriff zu nehmen.

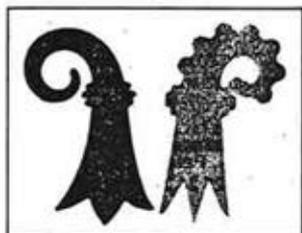
Vertrauensbasis schaffen

Die Einsicht in die schicksalhafte Verbindung beider Basel und in die neuen Bedürfnisse der Zusammenarbeit muss begleitet sein von einer Basis des gegenseitigen Vertrauens. Es ist doch einigermaßen erstaunlich, wie sehr überlieferte Haltungen, Ängste, Vorurteile, aber auch neue Spannungen die Beziehungen zwischen den beiden Völkern immer noch und immer wieder belasten – trotz der gewaltigen demographischen Veränderung. Ich denke hier nicht nur an die Wunden der Kantonstrennung, die immer noch nicht restlos geheilt sind und 1969 – anlässlich der Wiedervereinigungsabstimmung – in der Stadt wieder aufgerissen wurden. Ich erwähne auch nicht in erster Linie die stark abklingenden Unverträglichkeiten zwischen den geschichtlichen Bildern der «Herren» und der «Rampassen», zwischen dem gebildeten, vornehmen Städter, der wenig Verständnis für die Eigenheiten und Sorgen der Landbevölkerung aufbringt, und dem einfachen, rauheren Baselbieter, der sich nicht für vollwertig genommen fühlt und seinerseits der Stadt mit Gefühlen der Inferiorität und Skepsis gegenübersteht. Tempi passati? Wohl kaum. Stark abgeschwächt leben solche Unterschiede der Mentalität in Stadt und Land un-

ausgesprochen fort. Eine lebendige Partnerschaft hat diese in Rechnung zu stellen und muss mit ihnen umzugehen lernen.

Neues Ungleichgewicht

Ich denke vor allem aber an eine neue Konstellation, an ein neues Ungleichgewicht. Auf der einen Seite das verstärkte Selbstwertgefühl des mächtig wachsenden und sich entwickelnden Landkantons mit seiner beeindruckenden Integrationsfähigkeit. Er hat noch zu lernen, wie er mit dieser neuen Stärke umzugehen hat. Auf der anderen Seite der von grossen Lasten gedrückte Stadtkanton, der zunehmend Mühe mit seinem Selbstwertgefühl und seiner Identität bekundet, der oft von lähmendem Selbstzweifel und einer «no future»-Stimmung heimgesucht wird. Ist er nicht geneigt, schnell – ja oft zu schnell – das Heil in fremder Hilfe zu erblicken und nicht mehr an die eigene Vitalität zu glauben?



Ständerat Rhinow: «Es ist abzurücken von einer – oft unbewussten – Politik der Nadelstiche.»

Die Partnerschaft braucht zwei vollwertige, selbstbewusste Partner, die aus der Stärke heraus zusammenspannen – Partner aber auch, die zuerst fragen, was sie selbst für sich und den anderen Partner zu leisten vermögen, bevor sie Unterstützung beanspruchen. Vor allem aber ist ein Abbau von Vorurteilen dringend geboten, damit ein Klima des Vertrauens gedeihen kann. Mir scheint, dass in diesem Bereich des gegenseitigen Verständnisses noch viel zu leisten ist. Hier muss sich erweisen, ob das Zusammengehen die technokratische Ebene verlassen und auch die notwendigen Elemente der Zuneigung, der Verbundenheit, der Sorge um den anderen Partner mit einschliessen kann.

Keine Politik der Nadelstiche

Der Aufruf um vermehrtes Verständnis richtet sich an beide Seiten – dies ist unmissverständlich zu unterstreichen. So wie ein stärkeres Engagement des Baselbiets zu fordern ist, müssen auch einige Wünsche an die Adresse der städtischen Partners gerichtet werden. Sie lassen sich unter zwei Leitgedanken gruppieren: Einmal geht die dringende Bitte dahin, den mehrfach geäußerten

Willen des Baselbiets ernst zu nehmen und voll und ganz zu respektieren, dass Partnerschaft keine heimliche Vorstufe zur Wiedervereinigung darstellen kann und darf. Zum anderen wäre zu verlangen, dass von einer – oft unbewussten – Politik der Nadelstiche abzurücken ist.

So ist etwa der neuste Entscheid der Städtler Regierung, den Wiedervereinigungsartikel in der Basler Verfassung stehen zu lassen und die Aufwertung zum Volkanton defäistisch abzuschreiben – nachdem das Baselbiet vor einem Jahr die Vollkantoninitiative deutlich angenommen hat – dem partnerschaftlichen Klima wenig förderlich und in einem Teil des Baselbiets auf grosses Unverständnis gestossen. Denn ein verfassungsrechtlicher Auftrag in der Stadt, die Wiedervereinigung nach wie vor herbeizuführen, vertritt sich schlecht mit einer Partnerschaft ohne Hintergedanken und nährt im Baselbiet Zweifel über die wahren Absichten des Stadtkantons. Partnerschaft verlangt Offenheit, Respekt vor der klaren Ablehnung der Wiedervereinigung im Baselbiet. Was spätere Generationen denken, wissen wir nicht. Zusammen handeln müssen wir heute!

Die Art und Weise der Behandlung weiterer politischer Geschäfte der Gegenwart haben zudem im Landkanton Unwille oder zumindest Zweifel an der partnerschaftlichen Gesinnung der Stadt hervorgerufen. Ich erwähne bloss in Stichworten und ohne Absicht der Dramatisierung:

- die vom Volk beschlossene Wohnsitzpflicht für Staatsbeamte, die ja im Resultat vor allem Landschäfeler Stimmberechtigte trifft;
- die einseitig inszenierte Schulreform, wie wenn nicht gerade das Bildungswesen ein partnerschaftliches Eldorado sein müsste;
- das Ringen um den Standort des Kinderspitals, ein Ringen, das zuweilen von Argumenten begleitet wird, die auf dem Lande schlecht angekommen sind. Wie sollen denn Baselbieter Eltern verstehen, dass es einer Basler Familie aus Distanz und Zeitgründen nicht zumutbar sei, das kranke Kind auf dem Bruderholz zu besuchen, wenn sie selbst seit Jahrzehnten gewohnt und auch künftig dazu gezwungen sind, ein Mehrfaches dieser Distanz zurückzulegen?
- Die Beispiele sollen nicht Gräben aufreissen oder vertiefen. Sie sollen verdeutlichen, was der Partnerschaftskultur abträglich ist. Wenn wir enger zusammenarbeiten wollen, dann muss es ein Anliegen in beiden Kantonen werden, bei allen politischen Absichten und Handlungen deren Auswirkungen auf den Partner sorgfältig zu bedenken, frühzeitig das Gespräch zu suchen, den Bedarf nach einem gemeinsamen Vorgehen zu eruieren und auch Brückierungen zu vermeiden.

Entgrenztes Bewusstsein

Ein dritter Pfeiler der Partnerschaftskultur kann mit Weitung der Partnerschaft umschrieben werden. Wenn das Zusammengehen in der Region Basel gelingen soll, dann muss es zum Anliegen einerseits vieler Menschen, anderseits vieler Partner werden. So darf Partnerschaft nicht nur ein Thema der Regierungen sein, sondern muss vermehrt in die Parlamente, in die Parteien, in die Kirchen, in die Vereine, ja in die Gesellschaft allgemein hineingetragen werden. Wir müssen uns für partnerschaftliches Denken, und nicht nur für Geldleistungen und Abgeltungen im Einzelfall, engagieren. Die Partnerschaft erscheint zu wichtig, als dass sich den beiden Regierungen, ja den Behörden allgemein – und damit auch deren individuellen und menschlichen Verträglichkeiten und Unverträglichkeiten – überlassen werden dürfte! Die Stimmberechtigten beider Kantone haben das leizte Wort, auch sie müssen zur Partnerschaft stehen. Zudem gilt es, das Zusammenwirken in der Region in vielen Belangen über den Bereich der beiden Halbkantone auszudehnen. Regionales Bewusstsein darf nicht an den Grenzen der beiden Basel zum Stillstand kommen – es bezieht sich auf die ganze Region, mit Einschluss des Laufentals, des Dornhecks, des Schwarzbubenlandes, des Fricktals, der französischen und deutschen Nachbarschaft. Wir haben eine gemeinsame Geschichte, eine uns verbindende Kultur, deren Konturen in der Konsumgesellschaft leider zu verblasen drohen. Dies sollten wir ob all der Basler Partnerschaft nicht vergessen. Denn letztlich ist die Region als ganze eine Schicksalsgemeinschaft, und ihre einzelnen Teile haben alle Wichtiges und je Spezifisches beizutragen.

Fazit

Die Partnerschaftskultur erweist sich als verletzte Pflanze; sie bedarf der Hege und Pflege, des sorgfältigen, liebevollen Umgangs. Sie erträgt den rüden Ton eines Teils der heutigen politischen Landschaft schlecht. Sie beruht auf drei Säulen:

- erstens auf der rationalen Einsicht in die Unausweichlichkeit einer weitesten, vertieften Kooperation in gemeinsamer Verantwortung;
- zweitens auf einer zu alimentierenden und zu festigenden Vertrauensbasis, welche auf gegenseitigem Verstehen und Verstehenwollen beruht und die Partnerschaft nicht zum reinen Nutzenkalkül verkommen lässt, und
- drittens auf einem breit – breiter – abgestützten, im Volk verankerten und regional ausgeweiteten, «entgrenzten» Partnerschaftsbewusstsein.

Oder noch kürzer: Nicht in erster Linie Geld, sondern Geist besetzt die Partnerschaft.